

# Kolumne : Architecture parlante

Autor(en): **Ullrich, Wolfgang**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **91 (2004)**

Heft 6: **Mendelsohn et cetera**

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-67771>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Wolfgang Ullrich

### Architecture parlante

Wen interessieren schon Neujahrsansprachen von Politikern? Dabei bieten sie manchmal wirklich Ungewöhnliches, ja sogar das Potential für einen Skandal. So war es wenigstens im Fall der letzten Neujahrsansprache des deutschen Bundeskanzlers Gerhard Schröder. Nein, er sagte nichts, was verwunderte oder Anstoss erregte – aber er wählte ein Ambiente für seinen Auftritt, das zumindest stützig machen musste: Er sass vor einem grossen Fenster seines Berliner Kanzleramts, durch das man das Reichstagsgebäude sehen konnte; dessen grosse gläserne Kuppel befand sich genau hinter seinem Kopf und wirkte wie ein Heiligenschein.

Architektur als Statussymbol oder Accessoire zu verwenden, ist bekanntlich zu allen Zeiten der Porträtkunst beliebt gewesen. Tizian malte Karl V. vor einer grossen Säule, um die Stabilität von dessen Macht zu demonstrieren, und als Jacques Chirac 1995 sein Amt als Französischer Staatspräsident antrat, stellte er sich für das offizielle Staatsfoto (das übrigens Bettina Rheims machte) mit gönnerhaft-stolzer Hausherrnmiene vor das Palais de l'Élysée, in das er damals ja tatsächlich gerade einzog.

Ebenso suggerierte Schröder, das Gebäude hinter seinem Rücken gehöre (zu) ihm – und genau hier beginnt das Problem oder der Skandal. Immerhin ist es der Ort des Parlaments und nicht der Regierungssitz, womit sich der Kanzler schmückt. Damit jedoch wird die Gewaltenteilung verletzt! Auch bei bestem Willen kann man in dieser Inszenierung keine Verbeugung vor der Legislative erkennen, deren Mehrheitswillen der Kanzler immerhin Amt und Autorität verdankt. Nein, bei dieser Fernsehansprache vereinnahmte Schröder das Parlament als Teil von sich, ja liess es geradezu als Emanation seiner eigenen Macht und Herrlichkeit erscheinen.

Norman Fosters gläserne Kuppel zum Nimbus des Regierungschefs umzufunktionieren, ist auch

deshalb unsensibel-dreist, als es einer Usurpation der mit diesem Gebäudeteil verbundenen Symbolik gleichkommt. Immerhin repräsentiert die Kuppel, da sie begehbar ist, das Volk als den Souverän: Die Besucher schauen den Abgeordneten auf die Köpfe und überwachen deren Arbeit, ja der einfache Bürger kann wirklich einmal «ganz oben» sein. Der Kunsthistoriker Horst Bredekamp schrieb sogar, «eine vergleichbare gestische Entmächtigung des Parlaments durch diejenigen, die in ihm repräsentiert sein sollen», habe es «nie zuvor gegeben». Mit der Vokabel «Entmächtigung» hat er wohl etwas übertrieben; dafür stellt die Kuppel den Versuch dar, das Verfassungsgebot, wonach alle Macht vom Volke auszugehen habe, architektonisch umzusetzen. Ihre Transparenz drückt zudem den Anspruch aus, dass die Macht in der Demokratie nicht undurchsichtig, sondern in klaren und jederzeit überprüfbaren Verfahren ausgeübt wird.

Diese Transparenz aber rechnete sich Gerhard Schröder nun gleichsam als sein Verdienst an. Und die Bürger, die die Berliner Kuppel lieben, weil sie ihnen unalltägliche Ein- und Ausblicke bereitet, sollten darin ein Erlebnis von des Kanzlers Gnaden sehen. Dass es sich dabei um keine zufällige Konstellation von Kopf und Kuppel handelt, lässt sich bereits aus der Krawatte schliessen, deren Farbton der Kanzler passend zur Kuppelfarbe ausgewählt hat; zudem bietet die eckige Schulterpartie den idealen Sockel für die Kuppel.



Dabei braucht man Schröder und seinen Beratern gar nicht unterstellen, sie hätten den ikonographischen Verfassungsbruch bewusst geplant; vielmehr ging es wohl nur darum, den in Imagenöte geratenen Kanzler etwas aufzupeppen. Und was hätte besser gepasst, als ihn mit dem einzigen positiven Wahrzeichen in Verbindung zu bringen, das die neue alte Hauptstadt hervorgebracht hat? Die fröhliche Stimmung, die bei den Besuchern der Reichstagskuppel üblicherweise herrscht, ja die schönen Erinnerungen, die viele Fernsehschauer an einen eigenen Kuppelaufenthalt haben mögen, wollte man also mit dem Kanzler assoziieren. Der sollte als Zentrum und Garant einer heiteren Berliner Republik überkommen.

Dennoch beunruhigt so viel Verfassungsvergessenheit. Sie herrscht übrigens ebenso in den Feuilletons, hat es doch offenbar keine Zeitung für nötig befunden, Schröders missglückte Image-Offensive zu analysieren. Das aber heisst: Auch die Symbolik, die Foster mit seiner Kuppel-Idee grossartig zu initiieren wusste, versteht in einer Demokratie, die zur Gewohnheit geworden ist und deren Grundlagen nicht mehr bewusst sind, kaum noch jemand. Diese Variante einer «architecture parlante» bleibt also für viele stumm, lockt aber zugleich als «irgendwie» bedeutsame Form. Und damit wird sie Quelle für haarsträubende Missverständnisse und peinliche Inszenierungen.

Bild: Michael Dalder/DPA, aus «Der Spiegel» 2/2004